

Luther und Karlstadt

Von Rudolf Thiel, Berlin

I.

Andreas Bodenheim von Karlstadt hat eine andere Entwicklung durchgemacht als Luther. Er hat begonnen als vielversprechender Gelehrter, dessen Ruhm in akademischen Festreden verkündet wurde, als ehrgeiziger Prälat, der sich auf den Vorteil seines Beutels gut verstand. Mit 30 Jahren Archidiakon im Wittenberger Allerheiligenstift, setzte er sich in den Kopf, der Nachfolger des Propstes selbst zu werden. Da dieses Amt nur einem Doktor beider Rechte zustand, verlangte er Urlaub für das Studium. Als ihm das verweigert wurde, begab er sich auf „Wallfahrt“ nach Italien und kehrte mit dem ersehnten Titel heim.

Der Anschlag auf die Propstei mißlang trotzdem. Der Kurfürst nämlich war dem allzu eigenwilligen Stifths Herrn nicht gewogen. Nicht weniger als dreimal hatte es Konflikt gegeben. Als Archidiakon des Stifts war Karlstadt Pfarrer in dem Saalestädtchen Orlamünde, was normalerweise soviel hieß, daß der dortige Verweser ihm jährlich etwa 80 Gulden einzutreiben hatte. Aber Karlstadt legte Wert darauf, auch aktiv seine Rechte auszuüben, sehr gegen Friedrichs Anschauungen über Kirchenpolitik. Einmal beglückte er drei Bürger seines Sprengels mit dem Bann, ein andermal versuchte er, den Orlamündern einen unerbetenen Kaplan aufzudrängen, ein drittesmal entstand ein monatelanger Kampf zwischen Stift und Hof um die Besetzung der Pfarreien, die zu Karlsstadts Pfründe zählten.

Dieser stolze, herrschsüchtige Prälat war also Luthers erste bedeutende Eroberung. Der eigenartige Gang der Geschichte schob ihm sogar die Rolle zu, Luthers „wichtige und ernste Dinge“ zu verteidigen, nämlich die Dogmen von der Unfreiheit des Willens, von der Verdorbenheit der menschlichen Natur, von der Erlösung nur aus Gnade — während Luther um die „Lappereien“ kämpfen mußte, um Ablass, Kirchenrecht und Machtanspruch des Papstes. Aber daß Karlstadt bei der Leipziger Disputation so schmäzlich unterlag, war ein Symbol dafür, daß ihm diese Lehren doch nur eine akademische Angelegenheit geblieben waren, kein inneres Erlebnis. Die erste Ahnung davon

dämmerte in Luther auf, als er in seinem Mitkämpfer einen schwärmerischen Bilderstürmer fand: schon damals nannte er ihn heimlich einen „Judas“.

Tatsächlich beginnt Karlstadts eigentliche, echte, folgerichtige Bekehrung erst mit seiner Niederlage durch die Rückkehr Luthers von der Wartburg. Er ist in seinem Stolz gekränkt, er wird gemieden von den früheren Kollegen, gedemütigt von der Universität, er soll gezwungen sein, den tiefverhassten Götzendienst im Stift nach allen Regeln wieder mitzumachen. Da bäumt sich alles in ihm auf. Da befreit er sich endgültig von der mächtigen Persönlichkeit des jüngeren Reformators. Da sagt er sich los von diesem Führer, der das Rad zurückdreht, der in Salbheiten stecken bleibt, der die Reformation verrät.

Karlstadt fühlt sich hingezogen zu den Zwickauer Propheten, die man jetzt verachtet, weil sie Laien sind. Er gibt sich Grübeleien und inneren Gesichten hin. Er lernt sein früheres Leben mit entsetzten Blicken zu betrachten. Da fehlt nur, daß ihn seine Freunde tadeln, weil er dem Messsegreuel beimohnt, um die Bezüge aus dem Stift nicht zu verlieren, weil er eine fette Pfründe einzieht, ohne was dafür zu leisten — und er geht in sich, er beginnt ein neues Leben.

Mit seinem Weib zieht er in ein nahes Dorf und versucht, seinen Lebensunterhalt mit Pflug und Sacke zu verdienen. „Was meinst du, Luther, ob die Blasen nicht ehrlicher in den Sünden stünden als goldene Reife?“ Er trägt nur noch den grauen Bauernrock. Er nennt sich Nachbar Andres, wenn er sich mit einem Landmann über Gott und Leben unterhält. Auf dem Titelblatt erbaulich-mystischer Traktate, die er zu schreiben anfängt, heißt der Verfasser schlicht „Ein neuer Lai“. Die Vorlesungen hält er nur noch notgedrungen und weigert sich, den Dokortitel zu verleihen. Auf diese Art macht er bei manchen Eifrig-Frommen Schule, zuletzt sogar bei Luther, der ein paar Jahre lang das unchristliche Gepräng der Promotionen aufhebt.

Am meisten aber plagen Karlstadt seine Einkünfte aus dem Stift, die er doch nicht entbehren kann: „Ich hab der armen Leute Arbeit gegessen, denen ich gar nichts dafür getan habe. Vermöchte ichs, ich wollte ihnen alles wiedergeben, was ich empfang.“ Unter solchen Skrupeln reißt in seiner gedemütigten Seele ein Plan, der mit einemmal die äußeren und inneren Sorgen heben könnte und außerdem der unerträglichen Situation eines mißglückten Refor-

mators ein Ende machen würde. Karlstadt beschließt seine Orlamünder Pfarre selbst zu übernehmen.

Er reist ein paarmal an die Saale und einigt sich mit seinem dortigen Verweser. Der läßt sich zum Verzicht bereden, denn er hat die reiche Pfarre ausgezogen, wie er konnte, den Wald geschlagen, die Äcker und den Weinberg ungedüngt gelassen, das Haus vernachlässigt, den Gartenzaun in Brennholz umgewandelt. Die Orlamünder trauern ihm nicht nach, sind vielmehr hochbeglückt, daß sie den rechten Pfarrherrn kriegen sollen, den achtbaren und hochgelehrten Doktor von der Universität. Der Kurfürst erklärt sich einverstanden, vorausgesetzt, daß Karlstadt seine Wittenberger Pfründe aufgibt und selbst nur den Verweser spielt. Stift und Universität erheben keinen Einspruch. Es scheint, man ist allseits derart glücklich, sich gegenseitig aus dem Weg zu sein, daß man vergißt, die Rechtsverhältnisse zu klären.

Jedenfalls kann Karlstadt ungestört ein ganzes Jahr lang sein Werk in Thüringen betreiben. Das tut er denn auch gründlich und mit gewaltigem Erfolg. Er schafft sich eine Basis für die Reformation, wie er sie sich erträumt. Die Prediger in Jena, Kahla, Westenburg und Weimar geraten unter seinen Einfluß, die ganze Saalegegend wird zum Pflanzgarten des neuen Christentums, das durch Luthers Macht in Wittenberg gescheitert war.

Vor allem wird der Gottesdienst ganz gründlich reformiert. Kein Prunk, kein Priesterkleid, kein lateinisch Wort mehr. Die Gemeinde singt von Karlstadt selbst verdeutschte Psalmen, und zwar nur einstimmig, „damit ein Gott, eine Taufe, ein Glaube, ein Gesang wäre“. Aus dem Abendmahl wird eine urchristliche Feier, ohne Opfer, ohne Weihe, ohne Kelcherhebung, jeder Einzelne nimmt Kelch und Brot in eigene Hand.

Die Bilder werden abgetan, so vollständig, daß in Kahla auch der steinerne Christus an der Kirchenwand in Trümmer geht. Die Heiligenaltäre fallen, die Orgel verstummt. Karlstadt hat eine andere Auffassung vom Ürgernis der Schwachen als die Wittenberger „Schlemmer“: gerade für die Schwachen sind die Bilder Mausefallen und Teufelsbockpfeifen, gerade den Kindern muß man das Messer nehmen, womit sie so gerne spielen! Es ist jedoch bezeichnend, daß diese Auffassung aus persönlichen Gefühlen stammt: „Ich fürchte mich vor jedem gemalten Teufel, vor einem Schatten, vor dem Geräusch eines leichten Blättleins, und siehe, was ich männlich suchen sollte.“

So ehrlich ist Karlstadt. Und so tief begründet im Charakter sind die Taten derer, die die Welt verbessern. Luther, der sich nur vor dem echten Teufel fürchtet, gesteht seinerseits: „Ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hängt.“ Und genau wie Karlstadt zieht er allgemeine Folgerungen aus seiner visuellen Anlage: Wenn es nach ihm ginge, sollte man die ganze Bibel an die Häuser malen, inwendig und außen, „das wäre ein christlich Werk!“

So stehen sie sich gegenüber, der äußerliche und der innerliche Reformator, der Menschenkenner und der Seelenkenner, der radikale und der überlegene Führer. Ihr ganzes Widerspiel ergibt sich folgerichtig aus ihrer grundverschiedenen Entwicklung: Karlstadt ist ein bekehrter Sünder und Luther ein bekehrter Zeiliger.

II.

Darum besteht die Lebenspraxis Karlstadts darin, sich vor den Dingen, vor den Menschen zu erniedrigen in einer „Untertänigkeit und eigen erwählten Demut“, welche Luthers stolze Gottesfurcht verachtet.

Karlstadt lebt unter seinen Volksgenossen wie ein Laienprediger. Er unterstellt sich feierlich dem Orlamünder Richter, um vor den anderen Christen nichts vorauszuhaben. Er versucht das allgemeine Priestertum der Gläubigen zur Tat zu machen, indem er jeden, welcher sich berufen fühlt, auffordert, ungeschert das Gotteswort zu lehren, im Haus und über Tisch, auf dem Acker, in der Scheune, des Morgens und des Abends. Mit Handwerkern und Bauern studiert er die Zeilige Schrift. Denn viele unter ihnen „wissen mehr in Gottes Lehre als die gekrönten Meister und Doktoren. Was ist Amos gewesen, was andere Propheten? Sie sind Hirten gewesen und haben die Wahrheit verkündet den Pfaffen!“ Doch Luther meint dazu: „Karlstadt hat Lust, den unordentlichen Pöbel ins Spiel zu bringen, daß er vor großer Fülle des Geistes die bürgerliche Zucht vergift und niemand mehr fürchtet oder ehrt als sich allein!“

Bei solcher Bibelforschung gerät Karlstadt mehr und mehr in das Gesetz des Alten Testaments. Er verlangt, daß der Sonntag strenger eingehalten wird, daß auch das Gesinde ruhen soll, sogar das Vieh. Er verlangt scharfe Strafen gegen öffentliche Sünden, gegen Götzendienst und Unglauben, er ver-

weigert Andersgläubigen die Christenpflicht der Nächstenliebe. Er tauft keine Kinder mehr. Er gestattet einem Bürger, sich eine zweite Frau zu nehmen, und bringt Luther damit in Verlegenheit. Denn da dieser keinen Einwand aus der Bibel weiß, kann er, um Kat gefragt, nur das böse Beispiel und das Ärgernis betonen, das eine Doppelhehe gäbe.

„Die Orlamünder werden sich am Ende noch beschneiden lassen“, spottet Luther über Karlstadts Schwärmerei mit dem mosaischen Gesetz. „Man lasse Moses der Juden Sachsenspiegel sein und uns Seiden damit unverworren! Will man durch Moses aus uns Juden machen, so wollen wir's nicht leiden.“ Für Luther ist ja das Gesetz des Alten Testaments nur dazu da, dem Menschen einzuhämmern, wie unrettbar er gefangen bleibt in seiner sündigen Natur, wie aussichtslos die guten Werke sind. Und gegen dies Gesetz hat er die Freiheit eines Christenmenschen aufgestellt so gut wie gegen das Gesetz des Papstes. Mit Ingrimm stellt er fest, daß Karlstadt von der Freiheit eines Christenmenschen abgefallen ist.

Aber die Schwärmerei für Moses ist nicht das Wesentliche an Karlstadts reformiertem Christentum. Er will vielmehr ein rechtes urchristliches Leben wiederaufrichten, soweit es die schwache menschliche Natur erlaubt. Er fühlt sich frei vom Joch der päpstlichen Gebote, um sich das sanfte Joch des Zeilands aufzuladen, das die Bergpredigt verkündet. Er weiß, nie wird er völlig dahin kommen, daß „nicht mehr er selbst, sondern Christus in ihm lebt“, allein es bleibt sein höchstes Ziel. „Sätten wir den rechten Glauben, so würden wir sorglos und ließen alle Nahrung und müßte Gott uns versorgen nach unserem Besten und nach seiner Glorie und Ruhm!“

Und gerade dieser Versuch, mit der Nachfolge Christi ernst zu machen, womit Karlstadt der erste von ungezählten evangelischen Sektierern wurde — gerade das wirkt auf Luther wie rotes Tuch und lockert Bekenntnisse aus ihm heraus, wie er sie niemals schärfer formuliert hat. „Wir halten dafür, daß nicht vonnöten sei, alles zu tun und zu lassen, was Christus getan und gelassen hat. Sonst müßten wir auch auf dem Meer gehen und Wunder tun, die Ehe lassen und das weltliche Regiment, Acker, Pflug und alles andere. Wir lassen kein Exempel zu, auch von Christus selbst nicht! Wir wollen am Werk und Exempel nicht genug haben, ja wir wollen keinem Exempel folgen! Das Wort wollen wir haben, um dessentwillen alle Werke und Wunder geschehen!

Die Karlstadtische Theologie ist nicht höher gekommen als zu lehren, wie wir Christus sollen nachfolgen, und macht aus Christus nur ein Exempel und einen Gebieter und fällt also wiederum fein vom Glauben auf die Werke — damit sie endlich wieder dahinkomme, daß der freie Wille etwas sei in Gottes Sachen.“

Solche furchtbar eindeutigen Sätze sind ein Scheidewasser für die Geister. An ihnen kann sich jeder prüfen, wieviel er vom Lutherglauben weiß und hält. Karlstadt hat später, mit dem Scharfblick eines großen Sasses, Luther für einen neuen Papst erklärt: der würde Moses und die Apostel auf den Scheiterhaufen bringen, darum weil sie auch von äußeren Dingen sprachen und damit den Glauben dämpften — ja Christus selber könnte nicht vor ihm bestehen — —

Daran ist soviel richtig, daß Luther in der Tat „die Werke des Leidens vor die Werke der Liebe setzt“, daß Luthers Rangordnung der religiösen Werte eine andere ist als die, die man gewöhnlich unter Christentum versteht. Gerade gegen Karlstadt hat er sie am systematischsten entwickelt. Da kommt zuerst das Wissen um die Sünde, um die Verworfenheit der menschlichen Natur, um den hilflosen Willen, um die Vergeblichkeit der wohlgemeintesten Versuche, Christi Forderungen nachzufolgen. Da kommt zuzweit der Glaube, der trotzdem an den Erlöser und an die Erlösung glaubt. Da kommt zudritt das Selbstgericht des unaufhörlich fallenden und aufhörlich wiederaufstehenden Gerechten. Und erst zuviert die Nächstenliebe samt den Werken des Gesetzes.

Ja, Luther pocht darauf, die Nächstenliebe sei nicht eine Frucht des reinsten Christentums, sondern geradezu ein Naturgesetz, das jedem Menschen angeboren ist und sich demnach von selbst versteht, von selbst erfüllt! „Sonst, wenn es nicht natürlich im Herzen geschrieben stünde, müßte man lange Gesetze lehren und predigen!“ Aber weiß denn Luther nicht, daß man das wirklich tun muß? Er weiß es ganz genau: aber das beruht nur auf der Macht des Teufels, der die Herzen „so verblendet und besitzt, daß sie solche Gesetze nicht allezeit fühlen!“

So nebensächlich, so verächtlich behandelt er die Liebespredigt, die für Andere den Kern des wahren Christentums bedeutet. Denn ihm ist das einzig Wichtige, das einzig Schwierige der Glaube. Und weil er fühlt, daß Karl-

stadt seinen Glauben nicht begriffen hat, darum gilt er ihm als ein Schwärmer, der die Gewissen plagt mit Frevelgesetzen und erdichteten Sünden, der uns „von den hohen Stücken herunterzwingt zu den geringen, daß wir mit ihm die Zeit verlieren und in Gefahr geraten, die hohen Stücke zu vergessen“.

III.

Sat Karlstadt sie vergessen?

Er hat sich schon vor Jahren aufgelehnt dagegen, daß Luther immerfort die Sünde groß macht und vom Gläubigen ein unaufhörliches Selbstgericht verlangt. „Ich denke nicht daran, meines alten Adams wegen nach dem Kreuz zu laufen, ich sehne mich auch nicht sonderlich nach dem Feuer.“ Im Grunde seines Herzens bleibt eben Karlstadt doch der Schüler der Scholastik, die er als Professor zu vertreten hatte. Nach ihm vollzieht sich Gottes Werk am Sünder so: „Gott läßt zuerst kleine Fünkeln seiner Liebe aufgehen in der Seele und spürt zu, bis es zu einem großen Feuer wächst“ — das ist die „aktuelle Gnade“ der Scholastiker. Und Karlstadts „allerhöchste Tugend, die Gelassenheit, da einer inne wird, daß sein Leben nicht ein menschlich, sondern ein göttlich Leben ist“ — sie gleicht dem „Gnadenstand“ des Thomas von Aquin.

Gibt es einen größeren Gegensatz als die „Gelassenheit“ des Karlstadt und den „Glauben“ Martin Luthers? Der Glauben Luthers ist alles andre als ein Innwerden göttlicher Erwählung. Gerade gegen Karlstadt unterrichtet Luther damals einen Pfarrer: „Wir müssen an die Gnade Gottes glauben, aber ungewiß bleiben über unsere Erwählung. Ohne Zweifel waren die Apostel ihrer Seligkeit gewiß, aber denkt an David: wie oft hat er gezittert und gejammert, er sei verworfen vor dem Angesicht des Herrn! So sehen wir, daß der Gerechte siebenmal am Tage fällt und wieder aufsteht, solange die Erwählung ihm verborgen bleibt.“

Vor dieser Ungewißheit der Erwählung schaudert Karlstadt aus Instinkt zurück. Wenn er sich damals über dies Problem in einem Buche ausläßt, gibt er zwar zu, daß Gott das Böse wie das Gute vorbestimmt, allein er rettet sich aus diesem Dogma, das er nicht ertragen kann, mit jener uralten Wortflauberei, die Luthers stürmischer Erkenntniswille einst zerriß: es gebe neben dem Verhängniswillen einen ewigen Erlösungswillen Gottes — „und alles,

was die Menschen tun durch den Verhängniswillen, das ist gegen den Erlösungswillen". Mit dieser jämmerlichen Ausflucht bescheidet sich der Mann, der einmal Arm in Arm mit Luther die Scholastik in die Schranken rief!

Ist es ein Wunder, wenn Luther ganz erschüttert feststellt, daß der Kampfgenosse seines Anfangs überhaupt nicht mehr vom Glauben weiß? „Wenn ich's nicht selbst in seinen Büchern läse, so hätte alle Welt mich nicht beredet, daß er solches nicht sollt wissen, denn ich habe ihn hierinnen ja gelehrt. O Herr Gott, was sind wir, wenn du fallen lässest? Ist das der freie Wille, daß aus dem Gelehrten ein Kind, aus dem Weisen ein Wahnsinniger wird? Wie schrecklich bist du in deinen Werken und Gerichten!“

Und auf der Gegenseite birgt auch Karlstadt das Entsetzen nicht, womit er jetzt die Lehre seines alten Freundes anschaut: den Glauben Luthers, der die Werke, die Gewißheit und den Seelenfrieden so radikal und unerbittlich ausschließt, den nennt er mit aufrichtigem Abscheu einen „papiernen und lieblosen Glauben“ . . .

IV.

Der Kampf der beiden Geister kommt zum Ausbruch, als Karlstadt eine Druckerei in Jena aufmacht und Schrift um Schrift herausgibt, worin „die Gegenwart des alten Gottes“ gegen Luthers „Unbekannten Gott“ behauptet wird. Da loht der Lutherzorn: „Wir haben guten Mut und fechten wider Geister, die sich vor einem rauschenden Blatt fürchten, ohne sich vor Gott zu fürchten! Das macht, Er ist verborgen und läßt sich nicht sehen noch fühlen. Wäre es aber ein gegenwärtiger, sichtbarer Mensch, er sollte sie mit einem Strohhalm zum Land hinausjagen.“

Luther ist bereit, der Strohhalm des verborgenen Gottes zu sein. Jede Rücksicht wirft er fort: die reine Lehre ist bedroht. Karlstadt wird zurückgerufen auf seine Wittenberger Professur. Nach einem Vierteljahr erscheint er vor der Universität. Man redet ihm in Güte zu — und Karlstadt gibt die Orlamünder Pfarre auf. In diesem Augenblick wird Luthers Feindschaft zur Verachtung: „Wäre er gewiß gewesen, daß er zum Pfarrer berufen wäre, er sollte sie nicht übergeben haben und eher das Leben darüber gelassen, denn von göttlichem Beruf soll man nicht weichen.“

Die Orlamünder haben ihren Reformator viel zu lieb gewonnen, als daß sie ihn sich kampflos nehmen ließen. Sie bitten flehentlich um ihren guten Hirten und wählen ihn in aller Form zum Pfarrer. Der Fürst verweist sie an die Universität und an das Allerheiligenstift. Dort geht man über ihre Wahl zur Tagesordnung über und teilt ihnen in Kürze mit, sie würden einen neuen tüchtigen Pastor bekommen. Diese päpstliche Antwort schlägt wie ein Blitz in die Gemüter. Vom ganzen Sprengel unterzeichnet geht eine heftige Beschwerde an den Fürsten ab: Die Wittenberger sollten, wie es recht und billig ist, an ihrer eigenen Lehre festhalten, „daß eine christliche Gemeinde Macht und Recht hat, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen“! So hat es im Vorjahr Luther selbst verkündet, allerdings als Idealzustand für seine „ernsten Christen“. Jetzt macht er sich nicht die geringsten Skrupel, daß gegen Orlamünde auf dem Buchstaben des alten Kirchenrechts bestanden wird. Er ist fest entschlossen, Karlstadt das Handwerk zu legen. Der Kurfürst ist es auch, er verfügt, daß Karlstadt in das Stift zurückkehrt.

Die Abwicklung der Dinge zieht sich ein paar Monate hinaus. Inzwischen gibt es Unruhen an anderen Orten. Gefährlichere Neuerer sind aufgestanden und predigen den Umsturz mit Gewalt. Luther schreibt einen offenen Brief an seine Fürsten vom aufrührerischen Geist und fordert sie sehr unzweideutig darin auf, die Geister, die die Sache mit der Faust ausrichten wollen statt mit dem Gotteswort, stracks aus dem Land zu weisen. Der Universitätsrektor hat unterdessen Nachrichten aus Orlamünde eingezogen und drängt bei Hof: Karlstadt soll endlich seine Pfarre räumen, er treibt es dort zu bunt. In Wirklichkeit hat Karlstadt seine Orlamünder derart in der Hand, daß sie auf seinen Wunsch den Aufrührern ein Bündnis abgeschlossen haben. Jetzt eilt er nach Wittenberg, um sich von falschem Verdacht zu reinigen, verspricht noch einmal zurückzukehren und verzichtet förmlich auf sein Amt in Stift und Universität.

Kaum ist er nach Thüringen zurückgegangen, als Luther dort eintrifft. Der Fürst hat ihn gebeten, nach dem Rechten zu sehen, denn auch der Prediger in Weimar huldigt schon den Schwärmerereien und erfindet neue zu. Luther spricht in Weimar, dann in Jena. Als er hier früh um sieben auf die Kanzel steigt, sitzt drunten Karlstadt, den Filzhut tief in das Gesicht gezogen. Luther wet-

tert gegen den Geist des Aufruhrs, anderthalb Stunden lang. Am Nachmittag sucht ihn Karlstadt in der Serberge auf. Es sind viele Leute da, Doktoren, Prediger und Bürgermeister. Vor aller Ohren streiten sich die Beiden über gegenwärtige und vergangene Dinge, Karlstadt kann Luther mehr als einmal ins Unrecht setzen. Zuletzt greift Luther in die Tasche, zieht einen Goldgulden heraus und reicht ihn dem ehemaligen Kameraden zum Zeichen offener Gegnerschaft. Sie tun einen Trunk darauf. Karlstadt bittet, daß man ihn nicht hindert und verfolgt, erhälts versprochen.

Aber ein paar Tage später kommt Luther nach Orlamünde und erlebt, daß ihn ein Schuster die Gebote Gottes lehren will. Es gibt einen lächerlichen Wortstreit. Luther ist um so aufgebrachter, als die Orlamünder ihm seinen Brief vom aufrührerischen Geist als Anmaßung und unchristlichen Haß auslegen. Am Ende ist er froh, daß sie nicht mit Dreck und Steinen werfen.

Nach diesem Vorfall ist es aus. Luther rät, Karlstadt auszuweisen. Vergebens bittet Orlamünde für den Pfarrer, sein schwangres Weib, sein kleines Kind. Vergebens bittet Karlstadt selbst bei Hof um ein Verhör — Luther empfiehlt, sich um seine „Spiegelschtereien“ nicht zu kümmern. Karlstadt erhält den Befehl, Sachsen zu verlassen. Er schreibt an seine Orlamünder einen Abschiedsbrief — „unverhört, unüberwunden, von Martin Luther vertrieben“.

V.

Die Tragödie dieser Waffenbrüderschaft ist damit nicht zu Ende. Der Ausgewiesene wandert durch ganz Süddeutschland und wiegelt überall die Menschen auf. Nicht nur mit seinem schwärmerischen Christentum, sondern vor allem mit einem scheinbar theoretischen Problem, das jedoch sofort die ganze Welt elektrifiziert. Es ist die Frage nach dem Leib des Herrn im Abendmahl.

Die aufgeregten Geister jener Zeit, die aufgewachsen sind in Dogmen, Ängsten, Grübeleien und nun mit einmal die Ketten der Vernunft zerreißen sehen, die den Anfang einer neuen Wissenschaft erleben und zum ersten Male unvoreingenommene Bibelforschung treiben dürfen, die Luthers unerhörte Christenfreiheit aufgesogen haben wie das trockene Moos den frischen Regen — diese ersten neuzeitlichen Geister haben nicht wie Luther tief und schwer er-

lebt, daß die Vernunft zum radikalsten Zweifel an der religiösen Wahrheit führt. Sie freuen sich des hellen Lichtes unbesorgt und ungeschweht, sie brauchen nur ein einzig Mal gemahnt zu werden, welches ein gräßliches Gefühl es ist, daß man den Leichnam des Gekreuzigten im Munde haben soll, um diesem Abscheu schon mit Haut und Haaren zu verfallen.

Karlstadt gewinnt im Sturm die Herzen, als er die Gegenwart des Leibes Christi leugnet, obwohl er keine glückliche Begründung findet. Er hat sich die Sache so zurechtgemacht: Als Christus sprach: Das ist mein Leib! da hat er auf sich selbst gedeutet!

Zochauf fährt Luther, als er diese spitzfindige Auslegung zu Ohren kriegt: „Das sind lauter Possen, gerade als wenn einer spräche: Nehmt, eßt, hier sitze ich Hans mit den roten Hosen. Lieber, die natürliche Sprache ist Frau Kaiserin, die geht über alle spitzfindige Dichtung. Von der muß man nicht weichen, sonst bleibt kein Buchstaben der Schrift vor den geistlichen Gauklern. Darum ist Karlstadts Tuten und Tatten verloren. Die Worte stehen da. Ein Anderer her, ders besser kann!“

Dabei gibt Luther zu, daß er selbst das Problem gewälzt hat und davon sehr angefochten wurde. „Denn ich sah wohl, daß ich damit dem Papsttum den größten Puff hätte geben können.“ Doch seine Ehrfurcht vor dem Bibelwort trug den Sieg davon. „Wenn man so mit unserem Glauben umgehen will, daß wir unseren Dünkel in die Schrift tragen und allein darauf sehen, was dem Pöbel und gemeinem Dünkel eben ist, so wird kein Artikel des Glaubens bleiben.“

Im übrigen warnt er jedermann davor, aus einer solchen Frage, woran das Christentum nicht liegt, ein Hauptstück zu machen und mit Ernst darauf zu fallen. So belehrt er beispielsweise die Straßburger Prediger, die Karlstadt unsicher gemacht hat, und stellt eine größere Schrift in Aussicht.

Sierin weht es allerdings aus einer andern Ecke. Luther schreibt sich drei Wochen lang seinen Jorn von der Seele, schwelgt in scharfer Dialektik, in Zorn und in Verachtung und endet so: „Ich habe so weitläufig geredet, daß ichs ja licht und klar machte, wie finster und unordentlich Dr. Karlstadt schreibt — und halte dafür, daß er aus meinem Buch zuallererst sich selbst verstehen werde. Denn mir zweifelt nicht, er habe selbst bisher nicht gesehen, was er macht oder wohin seine Lehre reicht.“

Spürt man hier ganz im Geheimen, ganz tief unten noch eine kleine Zuneigung zu dem alten Kameraden? Er sieht ihn tief entsetzt „mehr in die Hölle rennen als traben“ — er will ihn retten!

Das Schicksal bietet ihm die Hand dazu. Im Bauernkrieg entgeht Karlstadt mit knapper Not dem Genfer. Aus Frankfurt am Main schickt er seine Frau nach Wittenberg und fleht um ein Asyl. Luther solle vergessen, was er wider ihn gesündigt, und beim Kurfürsten für ihn gutschprechen.

Luther hat schon einmal versucht, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Jetzt ruft er ihn sofort zu sich. Er verbirgt ihn ein paar Tage lang in seinem Haus, solange bis man ihn in einem Dorfe unterbringt. Karlstadt ist noch nicht ganz gebrochen. Er verspricht zwar, das Predigen und Schreiben einzustellen, aber zu einem Widerruf, wie Luther wünscht, versteht er sich nicht. Das Äußerste, was er sich abringt, ist das Zugeständnis, daß seine Abendmahlslehre nur als eine Hypothese aufzufassen sei. Luther veröffentlicht die Erklärung ohne Triumphgeschrei, doch höchst erfreut: „Denn es ist ja nicht zu verzweifeln an denen, die da wanken und um den rechten Grund fragen und gern zum Ufer wollten.“

Die Welt freilich sieht nicht ohne Grund Karlstadt für einen Gefangenen an. Es ist erschütternd zu vernehmen, wie der gebeugte Mann der kurfürstlichen Kanzlei versichert, daß er überhaupt nicht mehr in die Bibel schaue, um sich ja nicht zu verfehlen . . .

VI.

Inzwischen aber haben Andere seinen Kampf gegen Luther aufgenommen, vor allem Zwingli in der Schweiz, dem Einfluß Luthers weit entrückt und darum gefährlicher für ihn als irgendeiner. Zwingli ist unter anderem auch durch Karlstadts Schriften angeregt, stimmt ihm in vielen Punkten zu, kann aber seine verschrobene Deutung des Bibeltextes nur belächeln. Ein Rekrut, meint er, der Mut und Waffen hat, doch keine Übung.

Abgesehen aber davon, daß er die Worte Christi anders auslegt, hat Zwingli ganz dieselben Gründe gegen Luther und ganz dieselbe Auffassung vom Sinn des Abendmahls wie Karlstadt. Das Abendmahl sei die Gedächtnisfeier der Passion, so lehren Beide und bringen damit Luther in den

größten Jorn: „Wenn gleich ihr Gedächtnis eitel Brunst, eitel Herz, eitel Gize, eitel Feuer wäre, was hätte man davon? Nichts als neue Mönche und Geuchler, die mit großer Andacht (wenns wohl geriete) sich zu Brot und Wein stellten wie bisher die blöden Gewissen sich zum Sakrament gestellt haben. Es würde ebensolche Not und Angst sich heben über dem würdigen Gedächtnis wie sich bisher erhoben hat über dem würdigen Empfang von Christi Leib.“

Da aber Luther anfangs seine neuen Gegner unterschätzt, so gerät er bald in die Verteidigung. Und da er sich nicht recht in die Anderen hineinversetzen kann, verteidigt er sich derart ungeschickt, daß er zuletzt als rückfälliger Papist dasteht, als einer, der den Geist verleugnet, einer der im Fleische die Vergebung seiner Sünden sucht!

Auch diesen unerhörten Vorwurf hatte ihm Karlstadt schon gemacht und ihn damit in helle Wut gebracht: „Sagt mir, Herr Lügengeist, wann haben wir jemals so gelehrt, daß ein Stück Brot die Sünden vergebe? Was ist leichter als eine Lüge erdenken und einem zumessen und darüber streiten und Ritter werden? Das aber ist unsere Lehre, daß Brot und Wein nichts helfe, ja auch Leib und Blut in Brot und Wein nichts helfe. Ich will noch weiter reden: Christus am Kreuz mit all seinem Leiden und Tod hilft nichts, wenns auch aufs brünstigste, hizigste, herzlichste erkannt und bedacht wird, wie du lehrst. Es muß alles noch ein anderes da sein. Was denn? Das Wort, das Wort, das Wort, hörst du Lügengeist auch? Das Wort tuts! Denn ob Christus tausendmal für uns gegeben und gekreuzigt würde, wäre es alles umsonst, wenn nicht das Wort Gottes käme und teilte es aus und schenkte mirs und spräche: Das soll dein sein, nimm und habe dies! Aber Karlstadt macht eine menschliche, fleischliche Andacht daraus und ein brünstig hizig Werk im Herzen, nicht höher als daß man wisse und erkenne, daß Christus für uns gegeben sei, was der Teufel und die Geuchler auch können. Das aber ist die geistliche Erkenntnis, die der Heilige Geist in uns wirkt und nicht wir selbst: daß ich weiß, gewiß bin und nicht zweifle, Christus sei für mich gegeben.“

Versteht man diesen Unterschied? Daß Christus für die Menschheit starb, das sieht die ganze Welt — daß Christus aber auch für dich gestorben ist, das siehst du nicht! das mußt du glauben, glauben können wider alle An-

fechtungen deines Sündergewissens! „Christus wird nicht gesehen, damit er geglaubt werde: und das ist die Gerechtigkeit des Glaubens, die die Welt nicht kennt und die uns lehrt, das Kreuz zu lieben“!

„Darum hat der Luther recht gelehrt“, trumpft Luther auf, „daß wer ein böses Gewissen hat von Sünden, der soll zum Abendmahl gehen und Trost holen, nicht am Brot und Wein, nicht an Leib und Blut Christi, sondern am Wort, das mir im Sakrament Leib und Blut Christi als für mich gegeben und vergossen, darbietet, schenkt und gibt. Ist das nicht klar genug?“

O nein, es ist nicht klar genug für Menschen, die sich nicht mit Sünden beißen, für Menschen, die ihre Seligkeit für sicher und verbrieft halten, für Menschen, die in Gelassenheit ein göttlich Leben führen wollen und die Nachfolge des Heilandes versuchen! Nein, diese Menschen stehen fassungslos entrüstet vor dem großen Reformator Martin Luther, der den letzten Schritt zur Freiheit nicht zu tun wagt, der das schauerliche Wunder des Leichnams Gottes zwischen den Zähnen festhält, der immer eifriger, immer grimmiger auf sie einpaukt: „Wer aus dem Becher trinkt, der trinkt wahrhaftig das rechte Blut Christi und die Vergebung der Sünden und das ewige Leben!“

Da schreit auch Karlstadt tief entsetzt: „Oho!“ Er hat sich wieder in den Streit gewagt, hat mit Luther schriftlich disputiert und seine alten Argumente aufgewärmt. Seit langem sehnt er sich fort aus der Nähe dieses rückfälligen Papisten, fort aus der Gefangenschaft in Sachsen. Er schreibt an schlesische Gegner Luthers einen Brief: „Ich muß alles verkaufen, Betten und Kannen und allen Gausrat. Das wissen sie, aber niemand erbarmt sich meiner. Vielleicht sähen sie es gern, wenn ich und meine Kinder Hungers stürben.“ Er ist verbittert und verwirrt von Gram. Er fürchtet, daß man ihn vertreiben möchte, und sagt im selben Atemzug, man werde ihn mit Gewalt zurückhalten.

Der Brief fällt Luther in die Hände. Er sieht darin Verrätereie. Er verlangt vom Kurfürsten, daß Karlstadt nicht aus Sachsen fortgelassen wird, obwohl er tief bedauert, daß er den Teufel überhaupt zu Gast geladen hat. Er denkt sogar daran, ihn einzusperren — „aber der verzagte Mann wird vielleicht dabei verzweifeln“.

So endigt die Geschichte dieser Waffenbrüderschaft. Karlstadt entzieht sich Luthers Macht und flüchtet heimlich. Jahrelang fristet er ein jämmerliches Leben in der Fremde, bis er nach dem Tode Zwinglis eine Pfarrstelle in Zürich bekommt. Seine Kräfte sind gebrochen. Er beschließt sein Leben in der Stille.

Luther aber wird bis zu Karlstadts Tod die Hostie beim Abendmahl hochheben lassen, zu Trotz dem Judas, der das Evangelium des Glaubens an eine schwärmerische Liebesreligion verriet.

Das Gespenst von Staßfurt

Von Arthur Schneider, Bernburg

Am Vorabend vor Weihnachten 1534, so ist einem Bericht¹⁾ des Pfarrherrn zu Staßfurt, des Laurentius Döner, der mit feierlichem Wort die Wahrheit seiner Angaben bestätigt, zu entnehmen, trug sich folgendes zu: Der Gesang der Vesper war verklungen, die Beichte zu Ende für die, die am Christtag Morgen zum heiligen Abendmahl gehen wollten. Laurentius Döner wollte sich soeben auf den Heimweg machen. Da tritt zu ihm ein Fremder, gar seltsam anzusehen: „Ein einfältiger Mensch, nach meinem Bedünken, aber in der Haut ein lauter Schalk, gekleidet mit einem schwarzen, bösen Rock und hatte einen bösen Hut auf seinem Haupte, und den Hut gezogen vor die Augen.“

Er bat mit lauter Stimme den Pfarrer, seine Beichte anzuhören. Der stimmte zu. Der Fremde kniete nieder auf die Erde, wohl zwei Schritte vor ihm, kam auch nicht näher, obwohl der Pfarrer es wünschte, entgegnete diesem vielmehr, er würde auch in dieser Entfernung wohl verstehen, was er ihm zu sagen hätte.

Die eigentümliche Beichte, die nichts enthielt von Bekennen und Bereuen von Sünden, begann mit der Frage des Fremden: „Was haltet ihr von der Geburt Christi?“ Laurentius Döner gab ihm als Antwort ein gutes Zeugnis von der Erlösung von Tod und Verdammnis durch den Menschen- und Got-

1) Walchsche Lutherausgabe Bd. XIV. S. 333 ff.